

Bis dahin und bis zur Entfaltung seiner regelmäßigen Thätigkeit will ich meine Erfahrungen über seine bisherige Wirksamkeit aus billigem Wohlwollen nicht als Präjudiz gelten lassen. Der im übrigen gelungenen Vorstellung sah das Publicum mit großem Interesse entgegen und spendete den Hauptdarstellern Fr. Ehrenstein und Fr. Kaulich, Herrn Grengg, Reichmann und Winkelmann wohlverdienten Beifall. Die Claque hätte besser gethan, ihre Schützlinge — diesmal Herrn Winkelmann und Herrn Mahler (nach dem Vorspiel) — weniger ostentativ auszuzeichnen, sie hat sie dadurch lediglich compromittiert.

N. W.

Herr Kramer, ein junger Wiener, Schiller von Kracher, zuletzt in Halle, hat jetzt im Deutschen Volkstheater als Melchthal und Pfarrer von Kirchfeld debütiert. Eine hohe, schlanke Gestalt, angenehm jugendlich, voll Anmuth. Eine schöne, freie, kräftige Miene, man stelle sich etwa einen idealisirten Farno vor. Die Stimme hell, nur ein bißchen monoton; sie „federt“ nicht, möchte man sagen. Also die besten Mittel und dazu Anstand, Takt und Schule — es scheint sogar: noch etwas zu viel Schule; er wird zunächst allerhand verlernen müssen. Seele? Davon hat er uns noch nichts spüren lassen.

S. B.

Die jüngste Premiere des Raimundtheaters — „Der Heiratsmarkt“ von Emil Marriot (Elise von Mataja) — brachte nicht nur einen Bühnendurchfall für die Verfasserin, sondern auch eine Aufklärung für die Welt, zumindest für einen Theil derselben. Es ist eine der besten Eigenschaften des Theaters, daß es nur die irgendwie realen Werte zuläßt und allen Flitter von Pietät und erschlicherer Berühmtheit zerreißt. Damit soll nicht gesagt sein, daß alle Bühnenergebnisse auch reell in einem höheren Sinne sind. Aber soviel steht fest, daß ein so ganz unreeller Wert wie die äußerliche oder gar künstlich gewonnene Gunst der sogenannten öffentlichen Meinung einen Autor auf dem Theater nicht zu schützen vermag. Es gibt in Wien bekanntlich mehrere solche „öffentliche Meinungen“: eine d. B., die Herrn Hango, er wußte nicht wie, zum Dichter machte, eine andere wieder — zumtheil übrigens mit der ersten sich deckend — welche mehr oder weniger dilettantische Schriftstellerinnen vom Schläge des Fräulein Marriot hoch oben auf dem Parnasse thronen sieht. Es ist ein Verdienst des Raimundtheaters, daß es diese in der Luft schwebenden Behauptungen etwas niedriger hängte, die über Herrn Hango schon vor längerer Zeit und die über Fräulein Marriot erst vor einigen Tagen. Nun haben auch die Nichtkenner ihrer Romane keinen Grund mehr, sie für eine Dichterin zu halten. Ihr Stück ist von der Kunst des Dichtens so verschieden, wie ein Schreibstimmchen vom großen Erleben, wie Zeitungswissenschaft von Frühlingsstimmungen oder, um einen Vergleich aus der letzten Wiener Theaterwoche zu wählen, wie das Wort Heiratsmarkt vom Worte Königskinder. Das wußte ich bereits nach dem ersten Aufzug. Trotzdem sind ein paar Scenen, vor allem im zweiten Acte die Liebes- und Flirt-Dialoge, frisch und packend gemacht. Die Liebesausbrüche des Mannes freilich — noch auffälliger zeigt das ihr in den Farben Bourgets schillernder Roman „Seine Gottheit“ — charakterisiert sie mit lächerlichen Uebertreibungen. Daß das auf der Bühne nicht peinlich wirkte, ist bloß ein Verdienst des ausgezeichneten Darstellers dieser Rolle, Herrn Klein. Er spielte seinen Bonvivant mit einer geistigen Ueberlegenheit und einem inneren Humor, der alles rettete. Die Darstellung war auch sonst, zumal durch Fr. Frauendorfer und Frau Furlani, gelungen. An Fr. Wertheim lobe ich den Regisseur.

A. G.

Der hiesige Slavische Gesangverein gab am 7. d. M. im großen Musikvereinssaale ein Concert mit Orchester. Es dürfte manche Musikfreunde überrascht haben, daß der Verein schon im 36. Jahre seiner Wirksamkeit steht. Noch mehr aber überraschte die Ausführung des Programms. Zwar sind die Mittel des Vereines derzeit noch ziemlich bescheidene, aber der sichtliche Eifer der Mitglieder, der eminente Fleiß, mit dem sie die Chöre studiert hatten, und der schließliche Erfolg ersetzten reichlich was an äußerem Glanz noch gefehlt haben mag. Im Chor machten sich einige stärkere Stimmen, die man zuweilen etwas heranhört, zu sehr bemerkbar, im übrigen aber sind die Einsätze sicher, die Nuancen sorgfältig, und die Klangwirkungen, namentlich im Verhältnis zur numerischen Schwäche des Chors, ganz vorzüglich. Man merkt, daß es da weder stümme noch zu zaghafte Mitglieder gibt, und daß sie unter der energischen Leitung ihres tüchtigen Dirigenten, Herrn Hubad, alle Kräfte einsetzen, um der unter schwierigen Verhältnissen unternommenen Aufgabe in ehrenvoller Weise gerecht zu werden. Die zum Vortrag gebrachten serbisch-makedonischen Volkslieder waren reizende Melodien von irrwüthiger Erfindung und packender Rhythmik (so namentlich das letzte „Der zum Tanz!“). In dem von Hubad wirkungsvoll harmonisirten slovenischen und illyrischen Volkslied — beide prächtige und effectvolle Chöre — verrieth der Verein durch seine dynamische Abstufungen des Vortrages eine gründliche Schulung, die sich mancher Wiener Verein zum Mufter nehmen könnte. Nicht minder gelangen ein Chor von Brahms und Theile aus Dvoraks Sabat Mater. Die Leistungen der Solisten Fr. Novak und Walker, die Herren Hesch und Pácal sind uns als trefflich bekannt. Unangenehm war nur das Orchester (Kapelle Eduard Strauß). Vielleicht entschließt sich der Verein einmal, sich das Orchester des Prager Nationaltheaters zu verschreiben, das bei dieser Gelegenheit zugleich helfen könnte, unseren Bedarf an Orchesterconcerten zu decken.

N. W.

Man schreibt uns aus Berlin: Die heutige Berliner große Kunstausstellung enthält unter etwa zweitausend Nummern sehr wenige hervorragende Werke, auch das Niveau ist recht niedrig. Da überdies das Princip der Seceffion durchgeführt wurde, überall nur eine Reihe von Bildern zu hängen, und nun überall die trostlos öden und verwahrlosten Wände der überhöhen Räume in großen Flächen zutage treten, so macht der „Palast“ einen unglücklich traurigen Eindruck, der das Gesamtbild der Ausstellung noch böser erscheinen läßt, als sie thatsächlich ist. Die Verantwortung für dieses Resultat trägt die Künstlerpartei, die das Schlagwort vom „Schutz der nationalen Arbeit“ auf ihr Banner gesetzt hat. Sie sind nicht sehr stolz, diese Künstler. Sie sagen nicht: das Ausland schickt so gute Sachen, wir wollen zeigen, daß wir ebenso Gutes oder Besseres schaffen können, oder: wir wollen danach streben, es in Zukunft zu können. Sie sagen: das Ausland macht so gute Sachen, wir dürfen sie nicht hereinlassen, damit die Berliner nicht merken, wie schwach unsere sind. Nun ist das Publicum gewiß nicht kunstverständlich, aber es ist lange nicht so dumm, wie die Herren glauben. Es ist doch den Leuten genug von den letzten zwei Jahren im Gedächtnis geblieben, um den alten Maßstab vergeffen zu lassen. Die Sorte von Kunst, die man sich früher hier bieten ließ, von Alten und von Jungen, die lacht man heute ganz einfach aus. Von den Alten ist nicht mehr viel zu sagen, es lohnt auch nicht. Aber die Berliner Modernen sind ein seltsam Geschlecht. Sie wissen ganz vorzüglich, worauf es ankommt, reden über die neuen Forderungen wie Bücher, miunter sogar wie gute. So haben sie gar keinen Zweifel, daß der Landschaftler in die Natur gehen muß, um zu schaffen, am besten vielleicht vor der Natur malen. Aber es fällt ihnen gar nicht ein, das auch zu thun. Sie malen ihre Bilder wie die Alten im Atelier nach wenigen Studien und — vielen Photographien. Es sollte von Staatswegen jedem deutschen Bürger das Recht zustehen, einem photographierenden Maler den Apparat zu zerbrechen. Er richtet fürchtbares Unheil an. Ganz ähnlich steht es mit dem Porträt, das im allgemeinen überhaupt nur noch vergrößertes und illuminiertes Photo ist. Es ist eine Schläffheit in diesem ganzen Treiben, die gegenüber dem regen und gesunden Streben, das in anderen Kunststädten herrscht, umso peinlicher auffällt. Wer es gut meint mit unserer Kunst, der muß sagen: es gibt hier nur ein Mittel: man muß die Künstler mit der Concurrenz der anderen aus dieser Schläffheit herauspeitschen. Es fehlt nicht an Talenten, es fehlt nur den Talenten an festem Ziel und festem Fleiß; bei dem ersten kleinen Erfolg hört ihre Entwicklung auf. Viel besser steht es mit der Plastik. Zweierlei wirkt da: unverkennbar fördert der Einfluß des römischen Aufenthaltes, den man nach Marées und Hildebrandt in ganz anderer Weise auszunutzen versteht als früher, unverkennbar hat dann auch die Plastik der Belgier gewirkt, die im letzten Jahre hier gut vertreten war. Es sind nicht viele reise Werke da, aber aus unverhältnismäßig vielen leuchtet ein künstlerisches Wissen und Wollen hervor. Ueber diese Werke und die einiger Maler schreibe ich noch. Die Sonderausstellungen, die als ganz besondere Anziehungen veranstaltet wurden, sind es nur zu einem kleinen Theil geworden: die bedeutendste ist die Mar Liebermanns, den nach vielen Siegen draußen nun auch seine Berliner Collegen für voll zu nehmen scheinen. München ist fast gar nicht vertreten, ebensowenig Dresden, das ja freilich nicht sehr viel zu geben hat. Von Düsseldorf will ich schweigen. Die besten Säle zeigt wieder Karlsruhe, von wo der deutschen Kunst noch Heil widerfahren wird. F. St.

## Bücher.

Adolf Mößler: „Oesterreichische Volksschulzustände.“ Ein Wort an das Volk und seine Lehrer. Verlag der Ersten Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand.) Wien 1897.

Die Volksschulzustände Oesterreichs sind solche, daß man ihm den Rang eines Culturstaates schlangweg absprechen muß. Man höre! In Oesterreich kommt auf 1350 Einwohner erst eine Schule, gegen 210 Einwohner in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und 270 in Norwegen. Mehr als die Hälfte dieser Schulen ist einklassig, und durchschnittlich kommen 80 Kinder auf einen Lehrer. Am ungünstigsten sind wohl die Schulverhältnisse in Galizien, wo 3000 Gemeinden ganz ohne Schulen und 2000 Classen uneröffnet geblieben sind. 68% Analphabeten in diesem Lande sind die Folge davon. Der Verfasser weist nach, wie ungerechtfertigt die Vorwürfe der Clericalen gegenüber der Schule sind, in welcher der Geist servilen Byzantinismus und der frömmelnden Verdummung herrsche. Ein besonderes Capitel bepricht die Stellung der Lehrerschaft und gibt ein bitteres Bild von dem Lehrerstand in Oesterreich im allgemeinen, und dem Unterlehrerstand in Wien im besonderen. Da finden sich noch immer Leute, die den traurigen Muth haben, eine Verkürzung der Schulzeit und eine Einschränkung der persönlichen Freiheit des Lehrers zu fordern. Mit einer Kritik der Schulpolitik der einzelnen Parteien und einem Appell an die Lehrerschaft, gemeinsam mit den Arbeitern an der Volksaufklärung zu wirken, schließt das Buch. Es sei allen Parteien zu eingehendstem Studium wärmstens empfohlen.

D. H.

Die Meteorologie der Sonne und das Wetter im Jahre 1887, zugleich Wetterprognose für das Jahr 1897, von Professor R. W. Zenger. Prag 1897.

Bekanntlich unterliegt die Häufigkeit des Auftretens von Flecken auf der Sonne einer Periode von ungefähr 11 Jahren. Sind in einem Jahre sehr viele und große Flecke erschienen, so werden nach einem Intervalle von 7 Jahren nur selten und nur kleine Flecke zu sehen sein, nach weiteren vier Jahren aber wiederum zahlreiche Flecke auftreten. Die gleiche Periode verfolgt merkwürdigerweise der magnetische Zustand der Erde, wie er sich in den Abweichungen der Magnetnadel von ihrer Durchschnittsrichtung und in den Nordlichtern zu erkennen gibt. Der Verfasser behauptet nun auch für den Witterungscharakter die Gültigkeit einer solchen (nach seiner Angabe 10, 6-jährigen) Periode und macht ausführliche Mittheilungen über Stürme, Erdbeben, ja auch Brände und Fabrikexplosionen aus allen möglichen Gegenden der Erde für das Jahr 1887, in der Absicht, daß daraus das Eintreten ähnlicher Ereignisse für die entsprechenden Daten des Jahres 1897 zu entnehmen sei. Die eigenhümliche Theorie, durch welche der Verfasser